

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Karlsruher Tagblatt. 1843-1937 1916

243 (2.9.1916) Unterhaltungs-Beilage zum Karlsruher Tagblatt

Unterhaltungs-Beilage zum Karlsruher Tagblatt

(Nachdruck sämtlicher Artikel verboten.)

Monastir.

Es ist gar kein schlechter Gedanke der Entente, Monastir, das die Bulgaren Bitola nennen, für das neuzugründende Serbienreich als Hauptstadt auszuwählen. Leider werden die Bulgaren ihnen dies eben befreite Land genau so wenig überlassen, wie andere Teile Mazedoniens. Aber eine geeignete Hauptstadt ist Monastir, und zum mindesten werden die Bulgaren hier eine einflussreiche Persönlichkeit als Oberpräsidenten der neu erworbenen Provinz einsehen, und er wird sich da wohl fühlen dürfen. Zwar von der überwiegenden Modernität der Stadt, die kürzlich ein begeisterter Berichterstatter entdeckte, ist nicht viel zu spüren. Vielleicht machen es die Gegenstände und er kam aus einem noch unbehaglichen Nest. Wichtig ist nur, daß Monastir ein paar unangenehm hässliche Straßen hat, in der es neue Häuser schimmern europäischen Stiles besitzt, und an dem Ufer des tiefen, schneidenden Flusses ein paar Paläste türkischer Magnaten. Sonst ist es eine Bauernstadt, soweit die Mazedonier in Frage kommen und ein Handelszentrum der zahlreichen Juden und Türken. Diese bevölkern zusammen die engen gewundenen Marktgassen, über denen vielfach sich Mauerwerk wölbt oder Matten zum Schutz gegen die Sonnenstrahlen spannen. Der Handel ist unheimlich lebhaft, und die Handwerke blühen. Nur die loszulaßenden Geschäfte haben noch geschlossen, der Kleinbetrieb ist überall im Gange, und einige Restaurants und Kaffees sind geöffnet, ohne irgend welchen Luxus zu bieten. Was davon von der berühmten Lebewelt vorhanden war, ist nach Saloniki geflohen, um den Barbaren zu entrinnen. Die weinen ihnen, wenigstens soweit ich mich dazu ähnele, nicht nach, weil sie hier im Orient gerade so deplaziert — einen Ehrenpreis für ein entsprechend gutes deutsches Wort — wirken wie die geschminkten Pariserinnen seiner Zeit in Ostende.

Daß man hier ganz von selbst in die Fremdwörterlei verfällt, ist keine Wunder. Wir sprechen am allermeisten unsere eigene Sprache. Denn die Bevölkerung, die Bundesgenossen, sie alle können von westlichen Sprachen am ehesten französisch, viele auch noch englisch, weil sie in Amerika waren. Da müssen wir unserer Feinde Junge zur Hand nehmen, um uns das Ohr unserer Freunde zu öffnen. Den Schlüssel zu diesem Tore, um in den süßen Bildern zu bleiben, haben die Franzosen geschmiedet u. zwar, wie nicht oft genug wiederholt werden darf, mit viel deutschem Gelde, das der Alliance Israélite zufließte, die unter den orientalischen Juden Wissen verbreitete und für französisches Wesen und Volk eine Vorliebe schuf, wie sie uns nicht gerade erwünscht sein kann. Der politische Zweck dieser Vereinigung war zwar nicht satzungsgemäß, aber jedem Kenner orientalistischer Verhältnisse seit langer Zeit deutlich. Es ist auch oft genug, nicht zum mindesten von Schreibern dieser Zeilen, auf die Bedeutung hingewiesen worden, die die Alliance Israélite für Frankreich hat, leider ohne Erfolg, denn nicht nur in Monastir spricht heute jeder Jude mittleren und jungen Alters tadellos französisch und mancher bildungsbedürftige Eingeborene ebenfalls, dem jene Schulen offenstanden. Was die Israeliten nicht getan, das schufen dann für die christliche Bevölkerung die Jesuiten. Wo aber blieb die deutsche Sprache? Hier ist zähe Arbeit von Jahrzehnten geleistet worden, werden wir sie überwinden, werden wir dagegen einmal aufkommen können? Was die französische Propaganda sonst noch im Balkan geschaffen hat, ist wahrscheinlich auch nicht übermäßig bekannt. So unter unseren Bundesgenossen, den Bulgaren, deren sich sehr viele französisch gut ausdrücken können. Daß da ein wenig Verständnis und Wohlwollen für Frankreich entsteht, ist zu begreifen. Haben wir es doch selbst allzusehr und wollen nicht lernen, daß jenseits der Bogen unsere erbittertesten, wenn auch vielleicht längst nicht mehr gefährlichsten Gegner sitzen.

Wie dem auch sei, hoffentlich ziehen wir in dieser Richtung einige Lehren und machen es einmal besser. Augenblicklich nutzen wir unsere und der Bevölkerung Kenntnisse der französischen Sprache aus, um uns überall durchzusetzen, vor allem, wenn wir von den Schätzen des Landes etwas kaufen wollen. Womit wir wieder in Monastir anlangen, und im dortigen Bazarviertel. Merkwürdigerweise hat sich gerade in der Hauptstraße, die nach dem Feldmarschall Mackensien umgenannt wurde, der Trödel niedergelassen. Alles was man an altem Kram kaufen und nicht kaufen möchte, ist da zu finden. Die Hauptrolle spielt natürlich für uns die mazedonische Stideret, die in den unwahrscheinlichsten Formen und Farben auftritt. Leider ist auch sie im Absterben, denn die Bevölkerung gibt ihre unerhörten schönen Schätze, verlockt durch die hohen Preise, die wir zahlen, ab, und stürzt sich mit Wonne in die Konfektionsgewänder. Wir schaffen so vielleicht einen neuen Markt, aber vernichten eine urwüchsige Gesmackskultur.

Noch aber ist sie da und wir genießen sie mit vollen Zügen. Gerade heute muß ein besonderes Fest gewesen sein, eine große oder viele kleine Hochzeiten, denn die Landstraße nach Monastir, auf der unser Wagen dahinflaut, wimmelt von buntschmückenden Bauern, Männern und Frauen. Da kommen sie gewandert, an der Seite rotgedeckter Pferde, auf denen die Kinder sitzen. Die Frauen sind in ihre langen, mantelartigen Hemden gehüllt, über die sie eine ärmellose Jacke ziehen. Am den Leib schlingen sie in zahllosen Windungen schwarzweißes Strickwerk, das es einen dicken Wulst gibt, und binden eine schwarzrote Schürze vor, über die sie eine zweite breitkreftige legen, die unten sich halbkreisförmig verbreitert, die mit Goldschmuck bedeckt ist und in Franzen ausläuft. Vom Kopf hängen ihnen über die in zahllose Zöpfchen geflochtenen Haare, ein vieredriges dichtbesticktes Stück Stoff über den Rücken, darüber liegt noch ein weißes Tuch. Der Grundstoff ist überall weiß, entweder ein festes, derbes Leinen oder jener dicke Fries, den die Leute selbst machen. Alle Mäntel und Aufschläge an den Ärmeln sind dicht mit Wolle bestickt, meist rot und blau, oft mit allerhand Gold- und Silberfäden, die Mäntel mit weißen und blauen Perlen besetzt. Zuweilen sieht man Frauen dahervandern, die striden, und auf dem Kopfe einen Tonkrug in der Schmiebe halten.

Bei dem heutigen Fest ruht aber die Arbeit, und der Schmutz dehnt sich auch auf die Männlichkeit aus, die ebenfalls in buntschmückten Hemden mit Sturkragen, einem feilenen Bolletröckchen und einem Perlebschäppchen ankommen. Mitten in ihrem Gesolge naht die Braut. Sie steht, denn ihre Gewänder und Schürzen sind zu steif benäht, in einem Ochsenwagen, der ganz aus Holz gefertigt, auf zwei Rädern ruht und rechts und links sechs spitze Hölzer in die Luft reckt, wahrscheinlich um die Ernte besser fassen zu können. Nun hält sich die Schönheit daran fest, wenn der Wagen durch die Böher der Straße schwanzt. Sie sieht da — gleich einem antiken Götterbild, massiv, prächtig, in der südlichen Sonne strahlend, umgeben von ihren Gespielinnen, die die schwerhuligen Ochsen lenken.

Von Monastir fahren wir des Mittags schnell einmal nach der griechischen Grenze und blicken hinüber in das gelobte Land der Sumantien, ohne daß sich eine wesentliche Erregung feststellen ließe, weder in unserem Innern, noch bei den Grenztruppen, die hier in Schützengräben liegen, drüben sich nicht sehen können. Die Sensation des Tages fand noch aus und lockte in Monastir selbst die bedeutenden Dermische. Vorweg sei genannt, daß die Bezeichnung sicher nicht zutrifft, weder beulen sie, noch sind sie Dermische. Es handelt sich vielmehr nur um eine jener mohammedanischen Sekten, die auch in Nordafrika bekannt sind, und sich besonders Verdienste bei Gott zu erwerben meinen, wenn sie sich durch mehr oder weniger gefährliche körperliche Uebungen in einen extatischen Zustand versetzen.

Wir fanden sie in einer kleinen Vorstadtmoschee. Im vieredrigen Raume saßen an den Wänden entlang die Muselmanen auf ihren Gebetpfeifen, während an der einen Wand sechs Männer in schwarzen Gewändern aufgestellt waren, mit schwarzen Turbans um eine gelbgraue Mütze gewickelt. Ein Vorbeter saß in rotvioletttem Gewände davor, ein alter Mann mit waldendem Bart machte Bewegungen gleich einem Tanzbar, die jene sechs nachahmten. Durch ein gleichmäßiges Hin- und Herwippen, durch Schlenkern des Kopfes und der Hände und ein angestrengtes Wiederholen bestimmter Worte erschöpften sie sich körperlich vollständig und ihre Stirne wurden allmählich unnebel, so daß sie die Sinne verdrohen. Der Atem kam rüchelnd aus der Brust und die Gebetworte gingen in ein Grunzen über, das schließlich dem Würgen schwerer fruchtlos glich.

Sind sie in diesem Stadium angekommen, so pflegen sie auf einen Wink des Priesters zu Waffeln zu greifen und sich selbst zu peinigen. Diesmal begnügten sie sich mit der Berausung, zur Menstrum kam es nicht.

Wir haben keinen Grund, diese Sektierer zu verachten, weil ihre Gedankengänge uns fremd sind. Immerhin, wir wussten nicht, ob wir lachen oder uns grämen sollten. Aber bei den meisten überweg doch dies Gefühl.

Endlich winkte der Vorbeter ab, trat in die Nische an der Westseite, und fiel in tiefem Gebet nieder, gefolgt von seinen Jüngern.

Unter ihnen war vor allem auffallend ein junger schöner Mensch, dem die Dual aus dem Gesicht sprang. Er glied in seiner fanatischen Verzücktheit dem jungen Gschard, in seinem Schmerz Hildern des heiligen Sebastian auf primitiven italienischen Bildern.

Die Gewandung der Männer erinnerte überhaupt stark an die florentiner Tracht der Renaissance, und das ganze an mittelalterliches Mönchtum. So wurden die geschichtlichen Zusammenhänge hergestellt, während draußen Handgranaten krachten, mit denen die Bulgaren übten.

Aber an den Männern da drin schien alles spurlos vorbeizuziehen. Zwar sind sie nicht flüchtig vereinigt, in ihrem Tagesleben sind sie Handwerker und Händler, aber ihr Geist wird von diesem eigenartigen, religiösen Gebaren umfassen.

Ob der große Krieg nicht auch hier einmal Licht herbringt? Und ob wir es ihnen wünschen sollen?

J. v. B.

Illerlei.

Ausland und Frankfurter Modeweche. Man schreibt uns: Die Wirkung der Frankfurter Modeweche macht sich bereits über die deutschen Grenzen hinaus fühlbar. Zahlreiche Geschäftshäuser, die in der Modeshow ihre Modelle vorzuführen hatten, haben einzelne Kleider, sogar ganze Gruppen, nach dem Auslande verkauft. Holland, die Schweiz und besonders die skandinavischen Länder bekundeten starkes Interesse. So erwarb z. B. das kopenhagener Magasin du Nord unter Betonung seiner Freude und Befriedigung über die selbständige Entwicklung unserer modischen Industrie die gesamte auf der Schau vorgestellte Gruppe eines Frankfurter Geschäftshäuses, ein Zeichen dafür, daß die ausländischen Kreise die gegebenen Erzeugnisse neudeutscher Kleiderkunst doch einzuschätzen wissen, und zugleich ein Beweis für den politischen und volkswirtschaftlichen Nutzen der Modeweche.

Deutscher Geistesinfluss in Rumänien. Der tüchtige, als Ueberrumpelung gedachte Banditenstreich der edlen Rumänen gegen Oesterreich-Ungarn ist wohl das ungeheuerliche Beispiel störender Undankbarkeit, das man in dieser, an politischer Unmoral so ergiebigen Zeit bisher erlebt hat. Wenn Rumänien in stande war, sich wirtschaftlich aus dem Sumpf zu einem halbwegs geordneten Wirtschaftsorganismus zu entwickeln, so dankt es dies ausschließlich der Unterstützung des deutsch-österreichischen Kapitals, das vor al-

lem in der Petroleumindustrie des Landes stark interessiert ist. Aber nicht nur auf industriellem Gebiet hat Rumänien in seiner allerdings bisher recht bescheidenen Kulturentwicklung Deutschland das Wichtigste zu verdanken; auch in geistiger Beziehung ist der deutsche Einfluss seit alters her sehr stark. Für die Pionierarbeit in geistiger Beziehung, die die heute an die 50 000 Köpfe zählende deutsche Kolonie Rumaniens geleistet hat, spricht zur Genüge schon der Umstand, daß in allen rumänischen Mittelschulen von der zweiten bis zur achten Klasse die deutsche Sprache als obligatorischer Unterrichtsgegenstand eingeführt ist. Historisch prägt sich der deutsche Einfluss vor allem auch in der rumänischen Sprache aus, und es ist hier wieder besonders charakteristisch, daß in der Terminologie der Beramerksprache eine Reihe von Fachausdrücken in ihrer rein deutschen Form in die rumänische Sprache ohne jede Aenderung übernommen wurde. Das erklärt sich daraus, daß die Deutschen gerade im Bergbau Rumaniens die Rolle des Pioniers gespielt haben und die Spuren dieser Arbeit in den sprachlichen Ausdrücken hinterließen, von denen beispielsweise die Worte Lehm, Kolligendes, Kolligendes, Gneis, Schiefer, Berwertung, Erz und bezeichnenderweise auch das Wort „Vorrichtung“ hervorgehoben seien. Bei dieser Bedeutung der deutschen Sprache in Rumänien kann es nicht überraschen, daß seit 50 Jahren schon die deutsche Presse in aufsteigender Entwicklung begriffen ist, ja, daß schon in den vierziger Jahren des vorigen Jahrhunderts in Bukarest deutsche Zeitungen erschienen. In den sechziger und siebziger Jahren nahm dann die Gründungstätigkeit deutscher Zeitungen erhöhter Aufmerksamkeit und heute sind als führende Blätter der an die 20 Zeitungen zählenden deutschsprachigen Presse Rumaniens das „Bukarester Tageblatt“ und der „Rumänische Anzeiger“ anzuführen. Daneben darf aber die jiddische Presse, die ja auch der deutschen beizuzählen ist, nicht vergessen werden. Von diesen deutsch-jiddischen Zeitungen sind das „Jüdische Volksblatt“ und der „Jüdische Volksfreund“ am verbreitetsten.

Der eitle Märchendichter. H. E. Andersen, der große dänische Märchenerzähler, war sehr eitel. Eine lustige Anekdote — unter vielen anderen — erzählt von dieser seiner kleinen Schwäche. Andersen war einmal zu einer Konfirmation im Hause einer befreundeten Familie eingeladen. Er erschien auch, ließ sich aber nicht bewegen, ins Zimmer zu kommen, sondern blieb im Vorgang, ohne den Ueberzieher auszuziehen, und beglückwünschte dort die Eltern und den Konfirmanden. Er kam paar Tage später erfährt man die Ursache seines festlichen Benehmens. Seine Bekannten, die einen Scherz dahinter vermutet hatten, bestärkten ihn mit Bitten, eine Erklärung zu geben. Schließlich äußerte er verlegen: „Ich konnte leider meinen Ueberzieher nicht ablegen, weil ich bemerkte, daß ich meine Orden verzeihen hatte.“

Kriegsumor.

Aus dem „Ladderadals“. „Bester Haig“, sagte Knauth, „ich vermisse bei Ihren Angriffen gegen die Deutschen den durchschlagenden Erfolg.“ Haig zuckte die Achseln. „Die militärische Tüchtigkeit und die Tapferkeit der Deutschen sind eben Tatsachen, die berücksichtigt werden müssen.“ „Zum — St. Dummarus!“ rief Knauth. „Sehen Sie denn, daß ich bei meinen gegen die Deutschen gerichteten Angriffen niemals Tatsachen berücksichtigt?“

Schulke. Wechte, warum Württemberg mit Lebensmitteln während des Krieges so gut versorgt ist? Müller. Na, schief mal los. Schulke. Weil et Weizsäcker hat, was der Ministerpräsident ist, Fetschauer den Minister des Innern, Haberhaus, den Kultusminister, und Kraut, den Landtagspräsidenten. Müller. Hurra! Schulke, wenn jetzt der nächste Zug nach Stuttgart?

Die Deutsche Bucherei in Leipzig.

(Zu ihrer Gründung am 2. September 1918.)

Von Dr. Friedrich Schrecht.

Mitten in dem schwersten Kriege, den Deutschland je zu bestehen gehabt hat, ist — ein besonderes Zeugnis seiner Stärke — ein gewaltiges Kulturwerk entstanden, die Deutsche Bucherei. Die Vollendung dieser Tat bedeutet die Erfüllung eines schon seit Jahrzehnten fühlbar gewordenen Bedürfnisses. Die Erzeugung des deutschen Buchhandels übersteigt bei weitem die Produktion der anderen Nationen, und es galt, die ungeheure Mannigfaltigkeit der Erscheinungen an irgend einer Stelle zusammenzuschließen, sichere Möglichkeiten der Beschaffung für den geistigen Arbeiter herbeizuführen und so die Leistungen unserer Kultur in ihrer fruchtbarsten Auswirkung zu feiern.

Der 25. September 1912 ist der bedeutungsvolle Tag, an dem der Vorstand des Börsenvereins der deutschen Buchhändler zu Leipzig die Freundesrunde der Gründung einer deutschen Bucherei als die endliche Verwirklichung vielfach debattierter Wünsche und Vorschläge mitteilen konnte. Mit einem aus Landesmitteln gewährten Betrage von drei Millionen Mark sollte auf einem von der Stadt Leipzig unentgeltlich zur Verfügung gestellten Bauplatz in Werte von etwa 500 000 Mark das erforderliche Gebäude aufgeführt werden. Grundriss und Einrichtung gehen kostlos und laienlos als unveräußerlicher Besitz in das Eigentum des Börsenvereins deutscher Buchhändler über. Der Börsenverein übernimmt die Verwaltung, während die Kosten hierfür teils von der sächsischen Regierung mit jährlich 85 000 Mark, teils von der Stadtgemeinde Leipzig mit 115 000 Mark bestritten werden.

Interessant ist ein Rückblick auf die Geschichte des Gedankens einer solchen deutschen Bucherei. Der erste, der weibildend nicht nur eine hochbedeutende Anregung gab, sondern sie bereits

in gewissem Sinne in die Tat umsetzte, war der 1795 geborene und 1873 gestorbene Oberkommerzienrat Heinrich Wilhelm Hahn, der Inhaber der Hahn'schen Buchhandlung. Er stiftete als Sandbibliothek des Frankfurter Parlaments im Revolutionsjahre 48 eine erste Reichsbibliothek, welche die Werke historischen, politischen, statistischen, kriegswissenschaftlichen und juristischen Inhalts enthielt. Die Sammlung ist als Nationalbibliothek 1848 an das Germanische Nationalmuseum in Nürnberg gekommen.

1869 kam die Schaffung eines lückenlosen Archives des deutschen Schrifttums anlässlich der Beratung des Urheberrechts zur Sprache, ohne freilich zu einem Ergebnis zu führen. Die Idee wurde von dem Verlagsbuchhändler Eduard Brockhaus bei Beratung des Preßgesetzes wieder aufgenommen, gleichfalls ohne unmittelbaren Erfolg. Aber nun wurde sie immer wieder zur Debatte gebracht. Mit besonderem Nachdruck wies Karl Rehrbach 1880 in der „Literarischen Korrespondenz“ auf sie hin und betonte, daß der deutsche Buchhandel einer gleichen Einrichtung dringend bedürfe, wie sie der viel geringere französische in der Bibliothèque nationale und der englische in der Bibliothek des British Museum bereits besäßen. März 1910 konnte Dr. Erich Ghermann bereits von einer Fällungnahme mit antiken Stellen in Dresden und Leipzig berichten. Er verdrückte sich über die Gründung einer Reichsbibliothek in einer überzeugenden Denkschrift. Mit ihm bemühte sich in erster Linie der seit 1910 dem Börsenverein vorstehende Kommerzienrat Karl Egidismund. Der Erfolg dieser Bestrebungen war die Gründung im September 1913, und am 19. Oktober in mitten des Jubels der Jahrbuchfeier der Völkerrückkehr, erfolgte bereits die Grundsteinlegung in Gegenwart des Königs von Sachsen. Nun ist das Werk vollendet.

Die deutsche Bucherei sammelt die gesamte vom 1. Januar 1913 an erscheinende deutsche und fremdsprachige Literatur des Inlandes und die

deutsche Literatur des Auslandes. Ein früherer Termin durfte nicht gesetzt werden, weil sonst die erstrebte Vollständigkeit nicht erreicht werden konnte. Gerade die Lückenlosigkeit ist ja das Merkmal, das dieser Bibliothek ihre besondere und hervorragende Stellung zuweist. Hat doch Exzellenz Harnad in einer 1912 erschienenen Broschüre festgesetzt, daß selbst die Berliner königlichen Bibliotheken 5,10 % der geforderten Bücher nicht besäßen. Bisher hatte die Hirsch'sche Buchhandlung in Leipzig eine auf sich überaus sorgfältige Bibliographie herausgegeben, die naturgemäß indessen nicht vollständig sein konnte. Annahmehier ist eine Organisation durch Vereinbarung mit Verlagen und Druckereien getroffen, die der deutschen Bucherei die absolute Vollständigkeit zu sichern vermag. Zugleich aber hat diese Gründung eine nicht zu unterschätzende volkswirtschaftliche Bedeutung. Ihr sind zugleich herrliche Möglichkeiten in der Verbreitung mannigfaltiger Bildungswerte gegeben. Ihrer Art nach kann solche Bucherei selbstverständlich nur Präsenzbibliothek sein. Ein Ausleihen der Bücher verbietet sich wegen der damit verbundenen Abnutzung.

Das Gebäude der Bucherei ist ein monumentales architektonisches Werk geworden. Es liegt auf freiem Gelände im Osten der Stadt, an der denkwürdigen Straße des 18. Oktober. Alle technischen Vorteile der Gegenwart scheinen nutzbar gemacht; und zugleich sind die ästhetischen Forderungen in jeder Hinsicht erfüllt. Der Bauplatz breitet sich im Zuge der Straße ein freier Platz, dem der Name „Deutscher Platz“ gegeben worden ist. Zu weiteren Ausdehnungen gewährt die Nachbargrundstücke Raum. Der Bau hat an Deutschen Platz 120 Meter Länge, 22 Meter Haupterschöpfung und umficht mit Keller und ausgebautem Dach acht Geschosse. Die Räume sind von Licht durchflutet. Selbst die Keller wurden mittels Neigung der Straße hell. Hier läuft der sogenannte Wagenweg für den Bücherverkehr.

Eine motorisch betriebene Rohrpostzentrale ist eingebaut und erleichtert die Vermittlung zwischen den einzelnen Räumen. In dem schönen, weiten Lesesaal steht eine 20 000 Bände umfassende Sandbibliothek zur Verfügung. Der Zeitschriftenaal enthält nicht weniger als 18 000 aktuelle Zeitschriften. Auch der Katalogaal wird der Benutzung des Publikums direkt zugänglich gemacht. Neben dem Lesesaal befinden sich die Schreibmaschinenzimmer zum Gebrauch. Auch ein himmelsvoller Vortragssaal wurde eingerichtet. Die Außenwand zwischen den Türen dieses Saales schmückt ein Gemälde Prof. Vogels, das die Mitglieder des Ausschusses darstellt. Die Räume können zehn Millionen Bände bergen.

Der Direktor der Bucherei Dr. Wahl hat 1914 eine Kriegsliteratursammlung und eine bibliothekstechnische Sammlung der Bucherei angegliedert.

Insbondere auch diese bibliothekstechnische Sammlung ist in ihrer Art etwas Vorbildliches. Ermöglicht sie doch einen konzentrierten Einblick in das Bücherwesen überhaupt; und sie kann zu seiner Entwicklung und Vervollkommnung erheblich beitragen. Es ist überhaupt unter der Leitung des Direktors ein unermessliches Stück Arbeit geleistet worden. Viele Kräfte haben geholfen, die ungeheure Masse des Materials zu sichten und zu bewahren. Die Einordnung und Registratur wurde vorbildlich durchgeführt.

Die deutsche Organisation hat auch an diesem gewaltigen Apparat einen Triumph erlebt, der um so höher zu bewerten ist, als doch der Krieg alle möglichen Hemmnisse entgegensetzte. Leipzig hat in der Bucherei eine neue Zierde erhalten. Es ist gut, daß diese Stadt als das Zentrum des deutschen Buchhandels zugleich auch diese Zentrale des Buchwesens herbergt. Dank großer Opfer und allezeitiger hingebender Arbeit ist ein ideales Werk geschaffen, dessen Segen sich bald nach vielen Richtungen hin fühlbar machen wird.

